Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

126 (31.5.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Berüchtigte Massenmörder

Von Karl Gillbrück

Unter ungeheurer Spannung der ganzen Welt, die monatelang das Treiben des „Düsseldorfer Mörders“ mit Entsetzen verfolgte, beginnt sich das Dunkel zu lichten, das sich bis heute über diese Untaten gebreitet hatte. Die Stadt, die in panischem Entsetzen lebte, atmet auf und erhofft endgültige und umfassende Aufklärung. Der verhaftete Kutscher Peter Kürten macht es der Polizei leichter, als man nach den bisherigen Erfolgen der kriminalistischen Nachforschungen hätte erwarten dürfen; er erweitert stündlich sein Geständnis und rühmte sich sogar seiner Frau gegenüber, der „Düsseldorfer Mörder“ zu sein, für den „die Stunde geschlagen“ habe.

Die Gegenwart ist wahrlich nicht arm an kriminellen Erscheinungen dieser Art: noch in aller Erinnerung sind die Fälle der Haarmann, Denke, Großmann, Angerstein, Landru, um nur die sensationellsten und meistkommentierten hervorzuheben. Immer wieder staunt sich der unbeteiligte Zuschauer solcher Schreckenstaten dagegen, in ihrem Urheber ein menschliches Wesen zu erblicken, und nur zu gern rettet er sich hinter die Ausflucht, nur ein armes, gestörtes Menschenhirn könne sich solche Greuel ausdenken, nur eine entmenschte Natur im Wahnsinn so Ungeheuerliches vollbringen. Aber die meisten Massenmörder, die in jüngster Vergangenheit durch die europäischen Gerichtshöfe gegangen sind, zeigten nichts von Wahnsinn, von Geistesgestörtheit; ihr Tun und Handeln zeigt bewußte Vorsätzlichkeit und Wohlüberlegtheit. Ein Landru, der moderne Blaubart, der das lohnende Geschäft des Frauenjägers mit dem blutigen Handwerk des Mörders vereinte, betreibt diese entsetzliche Tätigkeit wie ein getreuer Sachwalter, der gewissenhaft über Tag und Opfer Buch führt. Ein Haarmann erscheint lächelnd auf der Anklagebank, geht sachlich auf die Fragen des Vorsitzenden ein, folgt interessiert dem Gang der Verhandlung, spricht über das in Aussicht stehende Todesurteil und seine Vollstreckung wie ein demnächst zu erwartendes angenehmes Ereignis. Angerstein, der in kürzesten Abständen acht Morde begangen hatte, gab selbst zu, vorsätzlich, wenn auch ohne Ueberlegung gehandelt zu haben; das Gericht, das sich auf den Standpunkt stellte, daß er mit Ueberlegung und bei freier Willensbestimmung gemordet habe, sprach ihn schuldig. Die Sachverständigen hatten weder Geisteskrankheit, noch Dämmerzustand, höchstens eine gewisse Zornmütigkeit festgestellt, die aus geringfügigen Anlässen zu besonders großen Exzessen neigte. „Man wird diese Tat niemals verstehen können“, führte das Gericht in seiner Begründung selbst aus, wer sich seines Menschentums bewußt ist, muß zugeben, daß das Ergebnis der Verhandlung nicht befriedigen kann. Es wäre eine weit bessere Lösung gewesen, wenn hätte erkannt werden können, daß dieser Mörder in Geisteskrankheit gehandelt habe. Wir dürfen hier indessen nur nach dem Verstande urteilen. Der Angeklagte besitzt nur eine geistige Anomalie in seiner Ethik, in seiner sozialen Stellung und in seiner Stellung zu Moral und Gesetz auf“. Es sind pathologische Zustände, in denen jede Vorstellung, die sich dem Geist aufdrängt, **und von diesem angenommen wird, sich sofort des Willens bemächtigt und ihn bestimmt.** Die Vernunft schaltet völlig aus. **So entstehen Verbrechen, die Zwangshandlungen sind.** Die Gedanken, die dazu führten, haben unter dem Einfluß gewaltsam hervorbrechender, jede Hemmung überwindender Triebe Besitz vom Willen ergriffen und diesen in die verhängnisvolle Bahn gelenkt. In dieser Hemmungslosigkeit liegt Schuld, strafrechtlich wie moralisch gesehen, und deswegen würde es zu weit führen, den gewohnheitsmäßigen Mörder von vornherein mit Geisteskrankheit zu entschuldigen, weil sich der sittlich denkende und sittlich handelnde Mensch die Ausschaltung jedweder Hemmung vernunftgemäß nicht erklären kann.

Ein hervorragender Psychologe der Harvard-Universität, Professor Hugo Münsterberg, untersuchte seinerzeit zwei berüchtigte Massenmörder, die kurz vor dem Krieg durch ihre Schreckenstaten das Interesse des Wissenschaftlers erregt hatten. Es handelte sich damals um den Amerikaner Orchardson, der Höllenmaschinen unter Türen und Treppen legte, die entsetzlichsten Explosionen verursachte und unzählige Menschen in den Tod schickte. Münsterberg untersuchte Gedächtnis, Aufmerksamkeit, Urteil, die Gefühlsbetonung des Assoziationsprozesses und die Suggestibilität. Der Gelehrte fand, daß der Mörder sich in einem eigenartigen Seelenzustand befand; er war „gefühlstot“. Wenn er auch Gefühlsregungen nicht völlig unzugänglich war, so stand seine Empfindungsfähigkeit tief unter dem Durchschnitt. Ein starker Nadelstich z. B. ergab keinerlei Reaktion; der Tastsinn war abgestumpft, Gesicht und Gehör dagegen sehr gut entwickelt. Wenn er seine Höllenmaschinen legte, dachte er nicht im Geringsten an die Leiden seiner Opfer. Die andere Versuchsperson war der „weibliche Blaubart“, eine gewisse Guineß, die auf ihrer einsamen Farm jahrelang Verbrechen auf Verbrechen gehäuft und 18 Menschen ermordet und verscharrt hatte. Der Psychologe stellte bei ihr deutliche Anzeichen einer ausgebildeten Hysterie fest. Die Frau besaß nicht die normalen Hemmungsvorstellungen, die beim normalen Menschen die Ausführung eines auftauchenden verbrecherischen Gedankens hindern; die Massenmörderin handelte unter einem Zwang, dessen gefühlsmäßige Bedingungen ihr völlig unbekannt waren. Der Verbrecher fühlt nicht die normalen Erregungen von Mitleid und Schrecken beim Anblick des Blutes seiner Opfer, weil er gefühlstot ist. Dieser Zustand, der die verschiedensten Entstehungsmöglichkeiten hat, läßt die Hemmungsvorstellungen schwinden und hebt das Gleichgewicht der Gefühle auf.

Nicht immer freilich ist äußerlich vernünftig erscheinendes Handeln ein Beweis gegen Geisteskrankheit. Gerade weil Geisteskranken bei solchen Taten jede Spur von Angst und Erregung fehlt, können sie viel sachlicher und zweckdienlicher vorgehen als ein Verbrecher, der sich eines Herzklopfens nicht erwehren kann. Der Hauptlehrer Wagner, der im Jahre 1913 in Degerloch seine Familie abschlachtete, dann Mühlhausen a. d. E. in Brand steckte und zahlreiche Personen niederschoß, bewies bei der Ausführung dieses entsetzlichen Verbrechens höchste Ueberlegung und Abwägung aller Umstände. Man hielt ihn zunächst für zurechnungsfähig, da er den Plan, seine Frau und seine fünf Kinder zu töten, ein ganzes Dorf anzuzünden, alle ihm entgegenkommenden Männer zu erschießen und die siebenköpfige Familie seines Bruders umzubringen, volle vier Jahre hindurch bis in alle Einzelheiten ausgedacht hatte. Aber die genaue Untersuchung ließ ihn doch als ausgesprochenen Geisteskranken erkennen. Klarer zu durchschauen sind die Fälle, in denen ein Mensch Massenmörder aus sexueller Verirrung wird. In diese Kategorie gehören Haarmann, der Berliner Frauenmörder Großmann, der sich während der Gerichtsverhandlung im Untersuchungsgefängnis das Leben nahm, der Franzose Wache, der in den neunziger Jahren elf Lustmorde beging und vor allem der klassische Fall einer Massenmörderin, Elisabeth Bathory, die im 17. Jahrhundert 56 Bauernmädchen unter beispiellosen Roheiten zu Tode marterte. Sexuelle Grundlagen haben oft auch die von Frauen ausgeführten Massengiftmorde. Die berüchtigte Gottfried räumte diesen Beweggrund offen ein. Bei anderen Untaten dieser Art spielt freilich auch Habgier die Hauptrolle. Der bekannte Kriminalist Heindl gibt dazu eine aufschlußreiche Zusammenstellung. Der Schönleben (Zwanziger) wurden 15 Giftmorde nachgewiesen. In Holland **hatte sich 1880 eine Giftmörderin wegen 102 Vergiftungen zu verantworten.** Helene Jegado wurde wegen 26 Giftmorden und 8 Versuchen verurteilt. Antoinette Scierri wurde vor einigen Jahren wegen eines Dutzends Giftmorde zur Verantwortung gezogen. Schließlich erwähnt Heindl eine Frau, die unter der Maske der Krankenpflegerin über 100 Morde und Mordversuche beging und mit dem gütigen Lächeln einer Madonna ihre tödlichen Dosen verabreichte. Ein weiblicher Massenmörder aus Habgier war auch die amerikanische Blumenverkäuferin Draja Berne, die es leicht hatte, mit reichen Herren vor dem Theater Bekanntschaft anzuknüpfen. Das Mädchen eine blendend schöne Erscheinung, lockte die Opfer in ihre Wohnung, vergiftete und beraubte sie dort, um den Leichnam durch ihren Geliebten wegschaffen und an irgend einem Haustor niederlegen zu lassen. Die Zahl ihrer Opfer betrug 15. Dem letzten nahm sie einen Scheck über 80 000 Dollars ab. Mit Hilfe dieses Geldes wollte sie nach Südamerika übersiedeln, um ihrem Geliebten eine Tabakpflanzung zu kaufen. Da machte sie sich durch einen gefälschten Scheck mit dem Namen eines ihrer Opfer verdächtig. Sie büßte ihre Verbrechen auf dem elektrischen Stuhl.

Affenjagd im abessinischen Hochwald

Es war einer jener prachtvollen Hochlandsmorgen, die durch ihre Frische und Klarheit auf Seele und Körper wie ein wunderbares Bad wirken. Der Himmel blaute, wie er nur dort unten in Abessinien zu blauen versteht, und die Sonne sandte ihre belebenden, freundlichen Strahlen auf die Landschaft hernieder. Ich ging mit meinem Gewehr in das nahe gelegene „Guerezawäldchen“, um wieder einmal mein Glück zu versuchen. Seitdem ich auf der Rinderfarm weilte, war ich fast täglich ausgezogen, mit der festen Absicht, einen Guereza zu erlegen. Bisher aber ohne Erfolg. Das Jagdfieber hatte mich gepackt: ich mußte einen dieser wunderschönen, schwarzweißen Affen mit ihrem prächtig glänzenden Fell, die mich schon lange zum besten hielten, zur Strecke bringen. Nach halbstündiger Wanderung auf einem kleinen Reitweg, der von der Farm weg durch mannshohes Gras führte, erreichte ich die Kossobaumwaldung, die sich den Berg hinaufzog. Der Wald war bereits erwacht und orchesterte seine afrikanische Sinfonie. Ein Heidenlärm an allen Ecken und Enden. Ueberall regte sich Leben, unsichtbar und doch nahe. Der Wind raschelte in den Blättern. Würzig und rein roch die Luft. Riesenhafte Laubbäume, deren beerenartige, schwarze Früchte im Morgenschein glänzten, wurden von mächtigen Schlinggewächsen bis hinauf nach den hohen Gipfeln umrankt und bildeten, untereinander verbunden, ein unlösbares Gewirr. Der Weg wand sich schmal und steinig hinan. Hin und wieder flüchtete eine Gazelle vorüber, nur für Sekunden sichtbar. Plötzlich fiel etwas schwer und dumpf neben mir in ein dichtes Gebüsch nieder. Erschreckt sprang ich zurück und wollte nach meiner Büchse greifen, als ein riesiger Guereza, ein junges Aefflein an der Hand führend, das sich neugierig nach mir umsah, und wildlüsterne Grimassen schnitt, über den Weg rannte. Im Nu waren beide verschwunden.

Ich fluchte und schlich weiter, das Gewehr schußbereit vor mich hinhaltend. Auf einer kleinen Waldlichtung, die von Baumriesen umstanden war, legte ich mich unter ein Gebüsch auf die Lauer. Es war mein alter Stammplatz.

Ich mochte so eine Stunde lang regungslos gelegen haben, als sich plötzlich auf einem Baume, wenige Schritte von mir entfernt, in einer Höhe von vielleicht 15 Metern, die Aeste auseinanderbogen und ein Guerezakopf vorsichtig herablugend, zum Vorschein kam. Die schwarzen, kleinen Augen des Affen spähten funkelnd auf die Lichtung nieder. Er hatte mich noch nicht gesehen. Langsam, ganz langsam hob ich das Gewehr und legte an. Der Affe war etwas weiter aus dem Blattwerk herausgerückt und kratzte sich gerade emsig unter dem Arm. Noch immer hatten seine Blicke die Stelle, an der ich mich befand, nicht getroffen

Ich zielte und schoß. Ein herzzerreißender Aufschrei! Ein unendlich wehes Stöhnen! Und plumps — plumps fiel der getroffene Affe herunter, sich mehrmals mit letzter Kraft an den Aesten anklammernd. Dann lag er am Boden, nahe dem Stamm. Er hatte die Größe eines vierzehnjährigen Kindes.

Trotz der fürchterlichen Schreie, die der Guereza ausgestoßen hatte, war ich im ersten Augenblick nur von Siegesgefühl und befriedigter Rache erfüllt. Mein erster Guereza!

Dann aber, als ich den großen, halbtoten Affen sah, der, auf dem Rücken liegend, stöhnte, trat augenblicklich ein Gefühlsumschwung in mir ein: auf einmal empfand ich ängstliche Scheu und grenzenloses Mitleid mit dem sterbenden Geschöpf. Ich zog meinen Revolver und schritt zu dem wimmernden Tier. Da drehte es langsam sein kluges, schmerzverzerrtes Gesich mir zu und sah mich mit seinen todesvollen Augen bittend und hilflos an. Ein fürchterliches Stöhnen drang aus seiner Kehle.

Ich konnte den Anblick nicht länger ertragen, setzte den Revolver an seinen Kopf und wollte abdrücken . . .

Da erhob der sterbende Affe seine Pfote und legte sie, kalt und feucht, auf meine Hand! Im ersten Augenblick fuhr ich entsetzt zurück. Dann aber ermannte ich mich und drückte los. Die noch immer erhobene Pfote fiel langsam ins Gras, über das Blut in die Erde rieselte. — —

Als ich nachher aufstand, um mein Gewehr zu holen, das ich an einen Baum gelehnt hatte, war es fort! Noch heute weiß ich nicht, wer es mir gestohlen hat. Vielleicht ein Guereza . . . .?!

Harald Spitzer.

Billo, der Sohn Wotans

Ein Tierroman von **Oliver Curwood**

Copyright by Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.
(Nachdruck verboten.)

Er schaute ihr zu, wie sie ein kleines Feuer machte und ein Stück von dem Fisch briet und es zum Mittagsmahl verzehrte. Es mag schon spät am Nachmittag, als sie zurückkam und sich zu ihm setzte. Sie brachte eine Menge Blumen mit, die sie alle in ihre langen Zöpfe flocht. Dann schlug sie ihm zum Scherz mit den Enden ihrer Zöpfe auf den Rücken. Billo zuckte unter diesen sanften Schlägen, und zufrieden lächelnd zog sie seinen Kopf in ihren mit Blumen gefüllten Schoß. Nepeese sprach zu ihm und streichelte ihn, dann ließ sie ihre Hand so nahe bei seinem Kopf ruhen, daß er am liebsten seine rote, warme Zunge herausgestreckt hätte, um diese Hand zu liebkosen. Er atmete den Duft der Blumen ein und lag wie tot neben ihr. Das waren herrliche Augenblicke.

Plötzlich vernahmen sie ein Geräusch. Es war das Knacken eines dürren Zweiges. Lautlos wie ein Katze war Pierrot durch den Wald geschlichen, und als die beiden aufschauten, stand er schon am Rande der Lichtung. Billo merkte, daß dieser Mann nicht McTaggart war, und doch war es für ihn ein tierischer Mensch! Im nächsten Augenblick straffte er seinen Körper; er machte sich leise von Nepeese los und als Pierrot noch einen Schritt tat, knurrte er.

Nepeese wurde durch den Ausdruck von Pierrots Gesicht beunruhigt. „Was ist vorgefallen, Vater?“ rief sie aus. Pierrot zuckte die Achseln. „Nichts, Nepeese, außer, daß du hundert Teufel im Herzen des Menschen von Lac Bain geweckt hast, und daß . . .“

Er stockte, als er Billo gewahr wurde und zeigte auf ihn.

„Als ihn der Herr von Lac Bain gestern abend in einer Schlinge fing, hatte er den Herrn in die Hand gebissen. Nun ist die Hand gewaltig angeschwollen, und man kann sehen, daß das Blut schon schwarz wird. Der Hund ist „pechipoo“.“

„Pechipoo!“ schrie Nepeese.

Sie schaute Pierrot in die Augen und diese Augen leuchteten dunkel und düster; sie erriet den Grund, ein bißchen Schadenfreude, dachte sie.

„Ja, es ist Blutvergiftung,“ sagte Pierrot. Er zwinkerte mit den Augen und sagte, verschlagen wie er war, „ich habe die Arznei verborgen und gesagt, es ist höchste Zeit, nach Lac Bain zurückzufahren. Er hat wirklich Angst, dieser Teufel! Aber er zaudert noch, er getraut sich nicht mit seiner kranken schwarzen Hand den Weg allein zu machen. So gehe ich mit ihm. Und, horch Nepeese, bis um die Stunde des Sonnenunterganges werden wir beide fort sein, aber zuvor mußt du noch etwas erfahren.“

Billo sah die beiden, Vater und Kind, eng nebeneinander im Schatten hoher Tannen stehen. Er hörte das leise Murmeln ihrer Stimmen, besonders der Pierrots, und schließlich sah er Nepeese beide Arme um den Hals des Mannes schlingen, dann ging Pierrot wieder in den Wald hinein. Pierrot glaubte, „Die Weide“ würde nach dem Geständnis nie mehr das Gesicht ihm zuwenden. Doch, lange schaute sie nach der Richtung, in der er fortgegangen war. Und als sie sich nach einiger Zeit wieder umwandte und zu Billo zurückkehrte, sah sie nicht mehr aus wie die Nepeese, die sich Blumen ins Haar geflochten hatte. Das frohe Lachen war ihr aus Gesicht und Augen gewichen. Sie kniete sich neben dem Tier nieder und nahm mit einer ungestümen Bewegung seinen Kopf zwischen ihre Hände.

„Er ist vergiftet, Billo,“ flüsterte sie. „Du, ja du hast ihm das Gift ins Blut gebracht und hoffentlich stirbt er! Ich fürchte mich so, ich habe Angst vor ihm!“

Zitternd blieb sie neben Billo knien.

Vielleicht gab ihm in diesem Augenblick der Große Geist der Dinge zu verstehen, daß jetzt sein Tag gekommen war, daß die Sonne für ihn nicht mehr am Himmel, sondern nur mit diesem Mädchen auf- und untergeht. Er winselte leise vor lauter Freude und rückte, Stückchen für Stückchen, immer näher zu ihr hin, bis er seinen Kopf wieder in ihren Schoß legen konnte.

15. Kapitel

Ein Kind des Sturmes.

Lange Zeit rührte sich Nepeese nicht von der Stelle. Sie blieb auf ihrem Plätzchen im Walde sitzen und hielt ihre Blumen im Schoß. Billo schaute wie ein Hund voll Treue und Verehrung zu ihr auf.

Mit ihrer unwiderstehlichen Sanftheit und Zärtlichkeit und ihrem festen Glauben an Billo hatte sie ihn ganz für sich gewonnen. Er verehrte sie wie ein Sklave, jeden Augenblick bereit, für sie zu tun, was sie von ihm verlangte.

Als sie endlich aufblickte, bemerkte sie, wie sich schwarze Wolken über der Lichtung ballten. Der Himmel verdunkelte sich. In dem Säuseln des Windes und in der Totenstille der zunehmenden Dunkelheit kündigte sich ein heftiger Sturm an. Heute gibt es keinen Sonnenuntergang, keine Dämmerstunde, keinen Mond und keine Sterne. Wenn Pierrot und der Händler von Lac Bain nicht schon unterwegs gewesen wären, würden sie wohl bei einer solchen Finsternis, die in kurzer Zeit alles in Dunkelheit hüllte, nicht aufgebrochen sein. Nepeese zitterte und stand hastig auf; und zum erstenmal erhob sich Billo wieder von selbst und blieb nahe bei ihr stehen. Ein greller Blitz durchschnitt wie ein glühendes Messer die Wolken und gleich darauf folgte ein fürchterlicher Donnerschlag. Billo schreckte zurück wie von einem Keulenschlag getroffen. Er hätte sich am liebsten in den schützenden Wigwam verkrochen, aber Nepeese hatte etwas an sich, das ihm Vertrauen zu ihr gab. Da krachte es ein zweitesmal; Billo blieb wieder stehen und richtete seine Augen starr auf Nepeese.

Sie stand aufrecht in dieser von Blitzen durchzuckten Dunkelheit, den schönen Kopf zurückgeworfen und den Mund ein wenig geöffnet. Ihre Augen glühten in einem beinahe ungestümen Vorgefühl. Sie war das Ebenbild einer Göttin, als sie mit angehaltenem Atem die tobenden Kräfte des Himmels willkommen hieß. Vielleicht sah sie deshalb so aus, weil sie in einer Sturmesnacht zur Welt gekommen war. Ihr Vater und ihre Mutter hatten ihr es oft erzählt, wie in jener Nacht der Donner krachte, die Stürme tobten und die Welt zur Hölle machten, wie die Flüsse über die Ufer traten und zehntausend Bäume des Waldes in die reißenden Fluten stürzten, wie der sintflutähnliche Regen auf dem Dach ihrer Blockhütte aufschlug und die Schmerzensschreie der Mutter, das Weinen des Kindes übertönte. In dieser Nacht kann der Geist des Sturmes in ihr entstanden sein. Sie liebte es, dem Sturm zu trotzen, so wie sie ihm heute trotzte: der Sturm ließ alles außer der herrlichen Macht der Natur vergessen. Ihre halbwilde Seele war begeistert von dem Flammen und Krachen. Oft schon hatte Nepeese die Arme in die Luft geworfen und vor Freude laut aufgelacht, wenn eine Flut von Regen auf sie herunterströmte. Auch heute wäre sie dort auf der kleinen Lichtung stehengeblieben, bis der Regen zu fallen begonnen hätte, wenn nicht ein Winseln Billos an ihr Ohr gedrungen wäre. Als die ersten schweren Tropfen dumpf und klatschend um sie her zur Erde fielen, flüchtete sie sich mit ihm unter das schützende Dach der Blätter.

Billo hatte schon einmal eine schreckliche Sturmesnacht erlebt. Es war die Nacht, in der er sich unter eine Wurzel verkrochen hatte und der große Baum vom Blitz gespalten wurde. Jetzt hatte er endlich Gesellschaft, und die warme und sanfte Berührung von Nepeeses Hand auf Kopf und Hals erfüllten ihn mit einem seltsamen Gefühl. Er knurrte leise; er war ärgerlich auf das Gewitter und hätte am liebsten nach den Blitzen geschnappt, Nepeeses wegen. Ihre Hand fühlte, wie sich Billos Körper straffte, und in einem stillen Augenblick hörte sie das scharfe, unbehagliche Knirschen seiner Zähne. Dann begann der Regen zu fallen. Dieser Regen lich aber nicht den anderen, die Billo bereits erlebt hatte. Das war schon mehr eine Ueberschwemmung, die von dem schwarzen Himmel herniederrauschte. Innerhalb weniger Minuten war das Innere ihres Versteckes unter Wasser gesetzt, und nach einer halben Stunde war Nepeese bis auf die Haut durchnäßt.

(Fortsetzung folgt.)